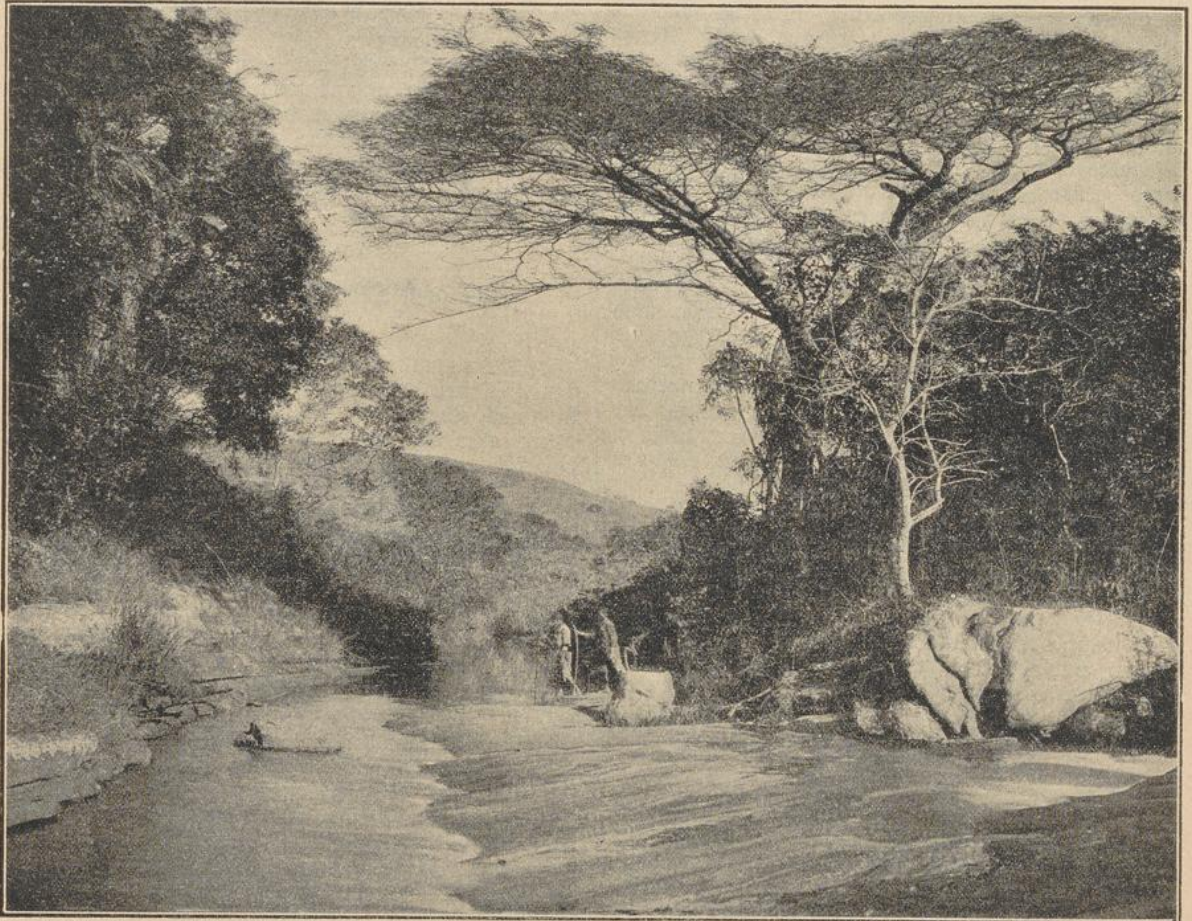


Wandern und Stillestehen.

Sakrament zu finden. Daher war sie aber auch in den geringfügigsten Dingen so treu und gewissenhaft, wie in den größten.

Besonders waren ihr die Verrichtungen als Sakristanin ein so heiliger Dienst, daß sie überglücklich war, ihn wenn auch nur unter großen körperlichen Schmerzen versehen zu können; denn sie wußte, daß sie dem Könige der Könige diene, und daß beinahe die Engel sie um solches beneideten. So war

Kirchenfeinde hatte sie für alles zu büßen. Sie sah und fühlte, daß keine Schuld heftiger um Sühne zum Himmel schrie, als gerade diese. Wurden doch zu ihrer Zeit nicht nur zahllose Gotteshäuser entweiht und ihrem hl. Dienste entfremdet, sondern es drohte sogar in weitesten Kreisen das Licht des Glaubens an die lebendige Gegenwart Gottes im allerheiligsten Sakramente zu erlöschen; und die Zanjisten suchten beides zugleich aus den Herzen der Gläubigen zu



An der Sterkspruit, Nebenflüßchen des Umhlatusane.

Beide auf der Mariannhiller Missionsfarm. Die Flusspartie ist sehr charakteristisch für kleine Flüsse Afrikas.

sie buchstäblich wie eine lebendige Sonnenblume stets zu ihrem Herrn im Sakramente der Liebe gewendet und hauchte Ihm den süßen Wohlgeruch des Gebetes, der Liebe und der Leiden zu.

Oft flüchtete sie in tiefer Nacht vor die geschlossene Kirche und blieb klagend und in Weh und Sehnsucht versinkend vor der Tür liegen, bis sie endlich, vor Kälte ganz erstarrt, bei Tagesanbruch Einlaß finden konnte; denn für die Sühnpfeinen, die sie für ihren Heiland trug, konnte sie Linderung und Hilfe nur allein in seiner Nähe finden. Und diese Leiden waren so mannigfach, als die Sünden ihrer Zeit gegen das hochheilige Sakrament. Angefangen von der Langzeit und Gleichgültigkeit gewöhnlicher Christen in Vorbereitung und Dankagung für die hl. Kommunion, bis zu den Sakrilegien der

reißen: die Liebe zur hochheiligen Eucharistie und die Verehrung der allerheiligsten Jungfrau Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Wandern und Stillestehen.

(Fortsetzung.) Von Br. Tiburtius.

Mariannhill. — Die ersten Zuckerfelder liegen hinter uns samt der großen, ihr Zentrum bildenden Fabrik. . . der Zug hält ein auffallend langjames Tempo ein, dort vorne steht ein Kuli und schwenkt eine grüne Fahne in der Hand. Was ist denn los? Ist das Bahngeleise gesperret? Gab's einen Schienenbruch, oder wo fehlt's? Nun der Kuli mit seiner Fahne will uns bloß sagen, daß wir jetzt die Umlaazi-Brücke passieren, und daß der Zugführer dies mit Vorsicht tun soll. Die Brücke ist 1160 Fuß lang,

zählt somit zu den größten in der ganzen Kolonie, und ist ganz aus Eisen konstruiert. Zu unserm Erstaunen aber bemerken wir einige Brückenpfeiler ganz mit Säden, die mit Sand und Zement gefüllt sind, umwunden. Was soll das sein? Der Grund ist einfach: eines der letzten Hochwasser hat das Flußbett an einer Stelle, wo sonst gar kein Wasser stand, tiefer gerissen, und dadurch wurden ein paar Brückenpfeiler stark beschädigt. Uebrigens ist seitdem schon geraume Zeit verflossen, und ich habe nie von einem Eisenbahnunglück bei dieser Brücke gehört.

„Reunion“, die bescheidene, still und friedlich zwischen seinen Zuckerfeldern liegende Haltestelle, sei nur nebenbei erwähnt; dagegen erregt unsere volle Aufmerksamkeit die nächste Station, Zippingo mit Namen. Sie ist eine der bedeutendsten Plätze, die wir an der Südküste passieren, hat eine Kirche und Kapelle, eine Schule, eine Bibliothek, zwei Hotels und mehrere ansehnliche Stores. Die ganze Umgegend ist sowohl von Kulis wie von Kaffern dicht bevölkert, und daher findet man in Zippingo immer ein reges, munteres Leben. Sogar der Friedhof dajelbst hat seine Festebrüt, birgt er doch die irdischen Ueberreste des in ganz Südafrika und darüber hinaus bekannten Richard King. „Ich aber kenne ihn noch nicht,“ wird wohl mancher Leser sagen, „habe selbst seinen Namen noch nie gehört.“ Gut, so wollen wir zur Abwechslung wieder einmal „stillestehen“ und in Kürze die Geschichte dieses Mannes hören. Sie ist nicht ohne Interesse:

Es war am 23. Mai 1842. Kurz zuvor hatten die Engländer unter Kapitän Smith von der Durbaner Bucht Besitz ergriffen, wogegen die Buren unter ihrem Anführer Andries Pretorius entschieden Protest erhoben. Die Engländer hatten ihr Lager in der Nähe der Küste, nicht weit von der Straße nach Umgeni, die Buren aber eine Stunde davon entfernt bei Congella. Bald kam es zu Reibereien, indem die Buren den Engländern mehrmals Vieh wegnahmen. Zuletzt verlangte General Pretorius von Kapitän Smith unverzüglichen Abzug, denn ganz Natal sei Eigentum der Buren. Diese Aufforderung beantworteten die Engländer mit einem nächtlichen Angriff, der aber total mißglückte.

Um 11 Uhr nachts brach Kapitän Smith mit 138 Mann und zwei Feldstücken, wovon letztere von Ochsen gezogen wurden, auf; außerdem ließ er in einem Boote eine Kanibize in die Nähe des Burenlagers bringen. Es war eine mondheile Nacht. Sie kamen auf dem weichen Küstenland — es war gerade die Zeit der Ebbe — fast lautlos daher, und ein dichtes Mangrovengebüsch zur Rechten gewährte ihnen vorzügliche Deckung. Kapitän Smith wählte, die Buren hätten keine Ahnung von seinem Nahen und hoffte ihnen durch diesen nächtlichen Ueberfall einen solchen Schrecken einzujagen, daß sie nach allen Windrichtungen auseinanderfliehen und für immer die Lust verlieren würden, mit den Engländern anzubinden. Doch es sollte anders kommen, denn die Buren hatten seinen Marsch vom Anfange an beobachtet. Hinter Mangrovenbäumen wohl gedeckt lagen ihrer 25 im trockenen Sande und richteten die Läufe ihrer weittragenden Büchsen auf die nichts ahnenden Engländer. Eben hatten letztere einen großen freien Platz erreicht, als sie von einem wahren Kugelregen überschüttet wurden. Fast jeder Schuß traf; dazu wurden die vor die beiden Schießpfeiler gespannten Ochsen scheu und vermehrten noch

die allgemeine Panik. Die Engländer feuerten wohl auch, doch blindlings und aufs Geratewohl, denn sie sahen keinen Feind; und die in der Bucht aufgestellte Kanibize war zu weit entfernt und daher vollständig wirkungslos. Kapitän Smith erkannte rasch, daß schleuniger Rückzug das einzige Richtige sei, was er tun könne. Mit 138 Mann war er ausgezogen, als er ins Lager zurückkam, hatte er davon nur noch 87; die übrigen waren teils gefallen, teils verwundet, teils ertrunken. Denn beim Rückzug hatte die Flüchtlinge zu allem Unglück auch noch die Flut überrascht; auch die beiden Feldstücke hatte man zurücklassen müssen und fielen nun in die Hände der Buren.

Die Engländer waren in einer geradezu verzweifelt Lage. Ihr an sich kleines Häuflein war aufs äußerste zusammengeschmolzen, während die Buren noch keinen Mann verloren hatten und überdies immer neue Verstärkung an sich zogen. Kapitän Smith bat um einen Waffenstillstand von 24 Stunden, um seine Toten begraben zu können. Es ward ihm gewährt. Die Buren lieferten ihm großmütig auch alle Verwundeten aus, die sie inzwischen aufs liebevollste gepflegt hatten. Desgleichen hatten sie manchen Feind, der schon dem Erirnen nahe war, aus dem Wasser gezogen.

Ein Waffenstillstand von 8 Tagen, den Kapitän Smith in Vorschlag brachte, um seine Lage besser überdenken zu können, ward ihm ebenfalls in Gnaden gewährt. Die Buren scheinen überhaupt die Not der Engländer nicht genug erkannt zu haben, sonst hätten sie wohl anders gehandelt. Durch diese neugewährte Frist verloren sie Natal, denn es gelang in der Zwischenzeit den Engländern ihre hilflose Lage nach Grahamstown zu melden und von dort schnelle Hilfe zu requirieren. Wer hat nun in so kurzer Zeit — Grahamstown ist 600 engl. Meilen oder 200 deutsche Stunden von Durban entfernt — die Botschaft dorthin gebracht? Dieser Held ist kein anderer, als der oben erwähnte Richard King, von den Engländern bloß Dick King genannt.

Am 24. Mai d. h. in der auf die Niederlage bei Congella folgenden Nacht, schiffte er mit seinem treuen Köhlein über den Bluff-Kanal, umging die Stellung der Buren und schlug eiligst den Weg nach Grahamstown ein. Man bedenke einen Weg von 600 engl. Meilen in damaliger Zeit, wo es weder Straßen noch Brücken gab, in einem durchaus gebirgigen Terrain mit seinen endlosen Bergen, Schluchten und Tälern, ohne Proviant, mit einem einzigen Köhlein mitten durch zahlreiche, meist feindlich gesinnte Kaffernstämme! Das war in der Tat ein Wagnis, wie man sich kaum ein größeres denken konnte. Und es gelang! Bei Sonnenaufgang war der famose Reiter schon am Am-lomaas (50 engl. Meilen von Durban entfernt); am Amzimvubu, zwischen unserm heutigen Tselte und Hardenberg, nahmen ihn die Amabacas gefangen, ließen ihn aber wieder los, als sie erkannten, daß er kein Buren sei. Bei einer Wesleyanischen Mission in Kaffraria erhielt er gastliche Aufnahme und Pflege — die erste und letzte auf dem ganzen Weg — und am zehnten Tag nach seinem Ausbruch in Durban, nachdem er also pro Tag durchschnittlich 60 englische Meilen oder 20 deutsche Stunden zurückgelegt hatte, zog er mit seinem Köhlein mehr tot als lebendig in Grahamstown ein und meldete dem damaligen Resident Agent Mr. Shepstone, die Lage der Engländer in Durban. Damit war geholfen; schon am nächsten Tag gingen neue Schiffe zur Verstärkung nach Durban ab.

Die Engländer haben dem wackern Dick King, der später seine letzte Ruhestätte in Tsipingo fand, diesen seinen heldenmütigen Ritt nie vergessen und verherrlichen ihn bis zur Stunde sowohl in Prosa wie in der Poesie. Er hat eine Tat vollbracht, sagen sie, die an Mut und Ausdauer kaum ihres gleichen hat. The „hurrying hoofs“ of Dick Kings steed.

„Now soft on the sand, now loud on the ledge“ will be heard

„Borne on the night-wind of the Past,
Through all our history, to the last!“

Und der eiserne Hufschlag des Rosses Dick Kings, jetzt weich im Sande, jetzt laut auf der Klipp', wird schallen noch spät, getragen vom Nachwind in komender Zeit, durch all unsre Geschichte in Ewigkeit.“

(Schluß folgt.)

Die Muttergottes.

Das Weihnachtsfest ist gekommen und die Erde trägt ein leuchtendes Festkleid aus Schnee. Die Menschen sind fröhlich im Herzen und sinnend nur auf Freude, selbst in die kleinste Hütte dringt ein Hauch von Weihnachtsglück und das kleine Stübchen wird blank und schön gemacht. Und wie alles fertig ist, der Tannenbaum stolz seinen Schmuck trägt und auf dem Tisch ein Strauß roter Vogelbeeren steht, die Mariechen hinter dem Zaun gepflückt hat, da fällt ihr Blick auf die Mutter Gottes, die schmucklos in einer dunklen Ecke steht. Und sie nimmt schnell ein paar Zweige der Tanne, bindet ein Sträußchen und legt es über das Bild. Und glücklich lächelnd steht sie dann davor, froh, daß auch die Mutter Gottes ihre Weihnachtsgabe hat.

Eine Maschonasage.

Und es begab sich in den Tagen, da die Barosi lebten in dem ebenen Feld zwischen den sieben Flüssen, welche sind die sieben Mütter des Sabi (Sambesi), daß die Barosi sich dem Gebirge näherten, um die Stimme eines Gottes zu hören in der Höhle des Granithügels. Denn siehe, es fanden sich Zweifler in jenen Tagen, die da sagten: „Die Stimme, die wie ein Echo aus der Höhle des Granithügels kommt, ist nicht die Stimme eines Gottes, sondern die eines schwarzen Wahrsagers, der erfahren ist in der Kunst der Sprache und mit List die Völker betrüget.“ Drum sprachen sie: „Lasset uns zusammen den Granithügel ersteigen und die Felsenhöhle verbrennen!“

Und sie erstiegen die Höhe und türmten Holz auf rings um den Felsen der vielen Gebote und um den Stein der Weissagung und setzten die Holzstämme in Klammern. Und als der Granit erhitzt war, siehe, da spaltete sich der Stein in zwei Teile. Und das Volk kam herab vom Granithügel, und die Götterstimmen, die bisher Befehle gegeben und Weissagungen ausgesprochen hatten, wurden nicht mehr gehört seit jenem Tage. —

Und siehe, nicht gar lange Zeit darnach, da kamen des Weges die Matabele vom Zululand her, und ihre Fürsten und Anführer waren Mziligazi und Zwang' Indaba. Und sie waren Männer von großer Tapferkeit und trugen Speere und Schilde, Bogen und Pfeil.

Und es begab sich nach vielen Tagen des Krieges

und Streites, daß die Barosi überwunden wurden, denn sie hatten keine kriegsfundigen Führer, und ihre jungen Männer waren nicht geübt im Gebrauche der Waffen. Auch hatten sie keine starken Lanzenträger und keine verlässigen Bogenschützen wie die siegreichen Matabele. Diese aber drangen vor, denn sie waren auf der Suche nach einem besseren Lande. Und sie nahmen mit sich fort jedes Barosi-Mädchen, das schön und stark war, und nahmen mit sich die jungen Barosi-Männer, die Habe zu tragen, die sie erbeutet hatten im Lande, auch das Vieh und die Ernte-Vorräte von den Feldern und das Getreide von der Dreschtenne.

Die Uebriggebliebenen des Barosi-Volkes aber erhoben ihre Stimme und weinten. Es klagten die Männer um ihre Söhne, und trauerten die Mütter um ihre Töchter im Lande der sieben Flüsse und sprachen: „Siehe, das ist der Tag unserer Heimsuchung, weil wir nicht gläubig waren. Kommt, laßt uns einen Buß- und Sühnetag festsetzen und trauern um unsere Söhne und



Die Mutter Gottes.

Töchter, die hinweggeführt wurden von den grausamen Matabele.“ Und sie kamen wieder zum Granithügel und begannen dem Gotte ein Opfer darzubringen, dessen Stimme sie verachtet und dessen Thron sie mit Feuer zerstört hatten.

Und es begab sich, daß ein Trupp von 20 Barosi-Mädchen unter einer starken Wache derer, die sie gefangen genommen hatten, zurückgelassen ward, die Dreschtennen zu säubern und das noch übrige Korn von der Spreu zu trennen. Und es befand sich unter den gefangenen Mädchen Nomkatala, die Tochter des